

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 67=87 (1921)

Heft: 22

Artikel: Wahrheiten aus der deutschen Front

Autor: Merz, H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-37031>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alles das ist nicht neu, aber es ist unsere Pflicht als Offiziere und Bürger, nicht bloß selbst Klarheit über diese Dinge zu gewinnen, sondern dann auch *einzutreten*, wo wir können, für das, was wir als richtig erkannt haben.

Gegenüber den Offizieren anderer Armeen haben wir zwei große Trümpfe in der Hand: Kein Mensch glaubt ernstlich (selbst wenn er es zu hetzerischen Zwecken behauptet), daß ein halbwegs vernünftiger schweizerischer Offizier den Krieg wünscht oder herbeizuführen imstande wäre, und andererseits haben wir vom Militärwesen keine persönlichen Vorteile, sondern nur Opfer.

Darum dürfen und müssen wir, wo sich Gelegenheit bietet, der weitem Verbreitung dieses Wahnes *entgegentreten*, daß die Schweiz jetzt mit der Abrüstung anzufangen habe.

Redaktion.

Wahrheiten aus der deutschen Front.

Von Major H. Merz.

Allmählich beginnt der Schleier sich zu heben, der über dem Zusammenbruch der Mittelmächte ausgebreitet lag, werden machtvolle Stimmen laut, die bisher durch die Gewalt der Zensur niedergehalten waren, und wir erkennen, weshalb es mit Notwendigkeit schließlich *so* hat kommen *müssen*. Aus Fehlern lernt die Nachwelt. Aus den Fehlern, die im Kriege begangen wurden, lernen auch wir, die ein gütiges Geschick gnädig verschont hat. Und da wir noch nicht am Ende aller Kriegsgefahr in der Zukunft sind, ist es unsere Pflicht, die Stimmen zu hören, die uns belehren wollen. Aus dieser Ueberlegung heraus sind die nachfolgenden Zeilen entstanden.

Neben den großen, schon besprochenen Werken von Krauß („Die Ursachen unserer Niederlage“, Lehmann, München), „Kritik des Weltkrieges“ von einem Generalstäbler (Köhler, Leipzig) u. a., ist es insbesondere ein kleines, unscheinbares Broschürchen, das deshalb unsere volle Aufmerksamkeit verdient, weil es von einem Frontoffizier geschrieben worden ist, der sowohl als Subalternoffizier, wie als Kompagniekommandant und als Adjutant Einblick ins ganze Getriebe erhalten hat, welchem Büchlein wir daher mit Gewinn folgen werden. Kurt Hesse nennt sein „*Marnedrama des 15. Juli 1918*“ (E. S. Mittler & Sohn, Berlin) nicht umsonst im Untertitel „Wahrheiten aus der Front“! Was weiß er uns zu melden?

Ein guter Führer muß mit der Truppe leben. Daß er natürlich noch anderes zu tun hat, als sich beständig bei seiner Infanterie in den vordersten Gräben aufzuhalten, das erkannte auch der einfachste Mann; es wurde aber zum Teil nicht richtig erkannt, daß die Truppe das Bedürfnis hat, ihren Führer, dem sie nun einmal auf Leben und Tod anvertraut war, von Angesicht zu An-

gesicht zu sehen. Auch war es dem niederen Führer ein Bedürfnis, sich einmal selbst aussprechen zu können, weil er wußte, daß seine Berichte den höchsten Vorgesetzten doch selten genug erreichten. Eine Persönlichkeit, die nur hinter dem Schreibtisch saß, mochte sie noch so tüchtig sein, konnte nicht auf die Dauer mit der Truppe *mitfühlen* — — das aber war notwendig . . .

Die *jungen*, unter den Tüchtigsten ausgelesenen *Offiziere* haben sich sehr gut bewährt. Gegen Ende des Krieges machte sich der Mangel an Führern, besonders der niedern Grade vom Bataillonskommandanten abwärts, stark geltend. Man hätte, meint Hesse, bei Kriegsbeginn die Hälfte sämtlicher aktiven Offiziere zu Hause lassen, hätte die vielen Kriegsfreiwilligen, die in Flandern nutzlos starben, mit Zwang zurückhalten müssen: „dann hätten wir auch 1918 noch Offiziere gehabt! Von den Engländern konnten wir lernen. Sie hatten fast immer auf 20 bis 30 Mann einen Offizier, weil sie als praktische Leute wußten, daß aller Erfolg nur vom Führer abhängt. Bei uns aber führte 1914 der junge Leutnant 80 Menschen! Das war damals schon schwierig und später in den Materialschlachten ein Unding“.

Das Schrecklichste ist der nervöse Führer, — — doch davon später!

Umgekehrt der ruhige Offizier: er war der Halt im Gefecht. Um ihn scharten sich die Leute. Sie wußten einfach nicht, wo sie ohne ihn bleiben sollten, sahen nur nach dem einen und folgten ihm willig. Der lange Stellungskrieg zeitigte dann schlimme Auswüchse: „es kam mit der Zeit viel junges Blut herein, dem niemand beigebracht hatte, welche *Pflichten* der Offizier hatte, dem die strenge Friedensschule fehlte . . .“ — Offizierserziehung!

Bei der *Beurteilung des Soldaten* legte man oft genug einen falschen Maßstab an; man muß immer bedenken, daß er in erster Linie *Mensch* ist mit all seinen Schwächen und Fehlern. Erfüllte man die im menschlichen Wesen liegenden Bedürfnisse, so war er brauchbar zu allem. Die Hauptsache war draußen: ordentlich Essen und genügend Schlaf! Auf die Dauer brauchte es natürlich auch ein Quartier mit einem Dach über dem Kopf und Stroh unter dem Leib. Im Laufe des Krieges stellte sich dazu die natürliche Sehnsucht nach der Heimat ein, die sich im Wunsche nach Urlaub ausdrückte, dem man leider viel zu wenig nachkam.

Der *Ersatz* ist nach und nach immer schlechter geworden, so daß die Front von ihm geradezu verseucht wurde, namentlich moralisch. Die „Miesmacher“ wurden zur gewohnheitsmäßigen Erscheinung, das Ehrgefühl erstarb allmählich unter dem zersetzenden Einfluß der feindlichen Propaganda, die fürchterliche Verheerungen angerichtet hat.

Der Mannschaftsersatz, den die Heimat lieferte, war fast durchweg schlecht ausgebildet, weil man hinten zu wenig brauch-

bares Cadre besaß: es fehlte ihm die „Felderfahrenheit“; denn die von einem Ausbilder erworbene war schon nach einigen Monaten nicht mehr „modern“, so rasch wechselte sie! „Was aber hätte verlangt werden können, *das war der Drill*. Die neue Zeit sieht in ihm den Militarismus verkörpert, in völliger Verkennung des wahren Militarismus. Drill werden wir nie entbehren können, auch nicht in der Armee des strengst demokratisch gebildeten Staates. Denn erst durch ihn kommt Disziplin in die Truppe, und je schärfer sie ist, desto besser schlagen sich auch die Leute. Der Mann im Feld muß angefaßt werden, und das hatte er letzten Endes auch gar nicht so ungern; wenn er nur gerecht behandelt wurde und man ihm auch Ruhe und Freiheit ließ! Man darf eben vom Körper des Mannes nichts Unsinniges verlangen.“

Und nun wendet sich Hesse mit aller Wucht gegen die unsinnige Vorstellung, als wäre jeder Kämpfer ein *Held*. Das Wort ist den Soldaten selber zum Ekel geworden. Hören wir, was er sagt: „Held sein, heißt dem Schwersten, was dem Menschen begegnen kann, dem Tod, ruhig entgegensehen. Weißt du, wie er kommt? Es schnürt sich die Kehle zusammen. Man holt tief Atem. Es ist als ob eine Zentnerlast auf der Brust liegt. Man hat Durst. Man will etwas totmachen, was hier drinnen so stark klopft. Die Magen- und Darmnerven machen Schwierigkeiten und versagen oft auch ganz. Angst nennt man das Ganze, aber dahinter steckt der Tod. . . Wem nicht ein mutiges Herz in der Brust schlägt, der versagt, und viele gab es, die nicht so waren, wie man es hier zu Hause von ihnen glaubt. Ein halbes Jahr nach Beginn des Krieges hatten wir mehr Helden als zu Anfang, weil der Schlag des Infanteriegeschosses, das Krachen der Artillerie, die Nacht und all das Unheimliche dem Menschen zur Gewohnheit geworden waren, weil sie wußten, wie es sein kann, wenn es ans Sterben geht! — Warum wir nicht mehr „Helden“ hatten? Weil das Volk weich geworden war! . .“

Eine interessante Antwort gibt Hesse auf die Frage: Steckte in der deutschen Nation der zähe *Wille zum Siege*? „Man muß sie bejahen und verneinen. In Einzelnaturen zweifelsohne ja, in der Masse aber nein oder nur für Augenblicke, wenn es gelingt, sie, die an und für sich stumpfsinnige, emporzureissen. Nach den drei Kriegsjahren des Stellungskriegs, nach den Erfahrungen in den furchtbaren Abwehrkämpfen des Jahres 1917, wurde eine frisch-fröhliche Offensive allgemein begrüßt. Man sagte sich auch: Schlimmer als bei Arras und in Flandern kann es ja nicht werden! Und — hinter den großen Offensiven steckte mehr Willigkeit als Wille des Mannes. Der Deutsche konnte eben gehorchen; konnte man — für die Verteidigung des Vaterlandes — damit nicht zufrieden sein?“

Ein anderer lehrreicher Punkt: „Großzügig und genial“, meint Hesse, „war unsere Führung auch in der *Beschaffung des Kriegs-*

materials. . . Wir hätten 1918 nie so lange Stand gehalten, wenn uns nicht die gewaltige Kraft des elementezerstörenden Materials das Rückgrat gestärkt hätte. . . Aber in das Lob muß ich auch einen harten Vorwurf mischen: So sehr die OHL in taktischen Fragen die Front hörte, in der Materialbeschaffung hatte sie nicht immer ein Ohr für sie. Warum schaffte man 1915 zu Tausenden fahrbare Schutzschilde an, 1918 zu Hunderttausenden Brustpanzer? Die Heimat staunte über die Bilder der „Ritter ohne Furcht und Tadel“! Dabei stellte die Beschaffung der Brustpanzer eine ungeheure Materialvergeudung dar. Denn getragen wurden sie nur, wenn der Vorgesetzte vorbeikam, oder von einem Landwehrmann, der Frau und Kinder hatte und etwas ängstlich veranlagt war; denn man konnte in dem Ding weder schießen noch sich bewegen. Aus der Front wurde sofort gemeldet, sie seien unpraktisch — wir bekamen neue. Wir berichteten zum zweiten und dritten Mal, aber die Lieferungen wurden nicht eingestellt. Man bekam den Eindruck, als hätten Kriegslieferanten gute Geschäfte abgeschlossen.

„Anderseits aber tat man wieder zu wenig: Was hätten wir für einen großen, vielleicht den Krieg entscheidenden Erfolg erzielen können, wenn wir an Stelle des im kleinen Rahmen angelegten ersten Gasangriffs bei Ypern 1915 dieses Unternehmen in breiter Front durchgeführt oder wenn wir die Erfindung des Tanks im Jahre 1916 aufgegriffen und verwertet hätten! Sofort nach Erscheinen des ersten Kampfwagens meldete die Infanterie: „Wir haben es mit einem ganz neuen Gegner zu tun. Unsere Leute halten nicht mehr. Sie laufen ohne Besinnen davon. Ein Abwehrmittel haben wir nicht.“ Hörte man diesen Warnruf nicht? Der Schaden, den ein Tank anrichtete, bestand nicht in den Verlusten, die er mit seinem Geschütz- und Maschinengewehrfeuer anrichtete; die waren sehr gering, denn die Bedienung konnte gar nicht sorgfältig zielen wegen der dauernden Erschütterung des Tanks und der Beschränkung des Gesichtsfelds infolge der schmalen Sehschlitze; aber moralisch richtete er Unheil an: Der Mensch fühlte sich hilflos gegen diese Maschine, die wie ein Ungeheuer mit großem Getöse, häufig noch in Nebel- und Staubwolken gehüllt, sich auf ihn zuwälzte, und der er mit seiner Waffe so wenig anhaben konnte. Die Heimat sah nur Ansichten von zerstörten Tanks, hörte nur vom „Ausweichen der Infanterie“ und daß man „mit Handgranaten und Tankgewehren“ gegen diesen Feind kämpfte. Das Bild der Wirklichkeit war meist erschreckend anders — — eine panikartig flüchtende Infanterie. . .“

Bitter beklagt sich Hesse über den *Dienst der Presse* und die *Heeresberichterstattung*. „Unsere Presse“, meint er, „hat unendlichen Schaden angerichtet. Wie weit sie „auf Befehl“ handelte, weiß ich nicht. Darum erhebe ich auch nur bedingt gegen sie einen Vorwurf. Daß aber an der Front ihr Verhalten oft mit Bitterkeit empfunden wurde, davon bringe ich nur ein Zeugnis bei. Am

Silvestertag 1914 schrieb ich nach Hause: Die Zeitungen bringen immer nur Siegesnachrichten. Wir merken hier tatsächlich wenig von Siegen. Wir wissen nur das zu sagen, daß wir niemals so schwer zu kämpfen hatten, wie in den letzten Wochen! . . . Jetzt ist es zu spät, um besser zu machen, aber man soll wenigstens daraus lernen: *Das Sprachrohr muß offen sein.* Man muß an maßgebender Stelle auch wissen, was aus ihm schallt: Nachgehen jeder Sache bis auf den Grund und mit fester Hand zufassen. Eine *Zensur* wird im Falle eines Krieges nie zu entbehren sein. Sonst leidet die militärische Geheimhaltung, die wir brauchen, um immer einen Schritt weiter zu sein als der Gegner. In eine solche Zensurstelle hinein aber gehören Leute, die ihr Fach beherrschen und die das Kleine von dem Großen zu trennen wissen. Auf Mißstände hinweisen und zur Besserung anregen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Presse. Und ein zweites sagt uns der Krieg: Wo das wahre Wort am mächtigsten ist, findet Unkraut keinen Platz. Ein Volk bleibt nur gesund, wenn es die Wirklichkeit sieht und seine Fehler rechtzeitig erkennt, nicht aber, wenn es sich an Wahnvorstellungen berauscht.“

Mit aller Wucht wendet sich Hesse gegen den schlimmsten aller Fehler, der namentlich in der letzten Phase des Krieges zum Verderben der Deutschen nicht nur die Leitenden, sondern das ganze Volk beherrscht hat, die *Unterschätzung des Gegners*. Ganz anders sah es allerdings in der Front aus. „Dort wußte man, welchen Gegner man sich im Amerikaner aufgebürdet hatte: Nerven hatte dieser Feind, das muß man ihm nachrühmen, aber auch eine bestialische Rohheit legte er an den Tag. „Die Amerikaner schlagen alles tot!“ Das war der Schreckensruf des 15. Juli, der noch lange unseren Leuten in den Knochen lag. In der Heimat aber spottete man über die mangelhafte Ausbildung dieses Feindes, über den amerikanischen „Bluff“ und über anderes. Daß wir mehr als 60% der in den Kampf geführten Truppen am 15. Juli tot oder verwundet auf dem Kampffeld liegen ließen, kam im Wesentlichen auf sein Konto . . .“

Wenn immer bemerkt worden ist, es dürfte dies und das der Geheimhaltung wegen der Truppe nicht mitgeteilt werden und gerade deshalb die Rückschläge vom gemeinen Mann umso schwerer empfunden wurden, so ist das verständlich, allein wenn dann umgekehrt von den Stäben aus das Geheimnis nicht gehütet wird, so ist das nicht nur ein schwerer Fehler, wie Hesse schreibt, sondern bedeutend mehr. Die betreffende Stelle ist überaus lehrreich und bestätigt eine Erscheinung, die auch bei uns als Krebschaden wahrgenommen worden ist: „In Charleville war bereits anfangs Juli allgemein bekannt, daß an der Marne angegriffen werden sollte. Die Schuld hiefür traf vorwiegend höhere Stäbe, die ihre Weisheit nicht für sich behalten konnten. Es wurden zu viel Schreiber eingeweiht.

Der Generalstabsoffizier war nur noch befehlendes, nicht selbstausführendes Organ. (Im allgemeinen ist es natürlich auch besser, wenn er nur befiehlt und nicht selbst in kleiner Arbeit sich aufreibt.) Wenn es aber um das Leben von Zehntausenden ging, dann durfte nicht jemand zur Vertrauensperson werden, der unter dem Siegel der Verschwiegenheit bei einer guten Flasche seiner Ehre vergab! Der leichtsinnig gehandhabte *Telephonbetrieb* hat ebenfalls vieles verschuldet. Wohl waren die Apparate gesperrt; aber für taktische Mitteilungen mußten sie geöffnet werden. Wenn dann leichtsinnigerweise z. B. verlangt wurde, es müßte die Beschaffung der Munition beschleunigt werden, „sonst werden wir bis zum verlangten Zeitpunkt nicht fertig“, so konnte ein nur einigermaßen intelligenter Feind, der ein solches Gespräch belauschte — und mit dieser Tatsache hat man sich erfahrungsgemäß immer abzufinden — sich bald ein Bild von der Sachlage machen. Es ist eben nicht gleichgültig, wie im Felde telephonierte wird, wie Gespräche geführt werden.“

Es war vorhin von der schlimmen und verhängnisvollen Rolle des *nervösen Führers* andeutungsweise die Rede. Sie hat sich besonders deutlich und offenkundig gezeigt in der schonungslosen Mißachtung des obersten Grundsatzes für die Erhaltung der Schlagfertigkeit der Truppe: *Es wurde nicht genügend mit den Kräften hausgehalten*. Oekonomie der Kräfte! Auf deutscher Seite muß es z. T. schlimm gewesen sein. Hesse schreibt: „Die Leistungsfähigkeit der Truppe, insbesondere der Infanterie, wurde bis auf das Höchstmaß ausgenützt, oft auch, wenn es nicht erforderlich war. Was hat sie in völliger Verkennung der Notwendigkeit ihrer Aufgabe vom Herbst 1914 bis Ende 1916 an der Westfront geschanzt! Gräben wurden ausgepflastert und jeden Morgen gefegt. Kunstvolle Entwässerungsanlagen und Zementbauten, die vielfach nur dem Auge dienten, entstanden. Aber der Infanterist verlernte das Wichtigste: *sein Gewehr zu gebrauchen*. Er hatte, als der Franzose an der Somme angriff, nicht mehr die Nerven, ihn herankommen zu sehen und einen nach dem andern über den Haufen zu schießen. Allenfalls warf er noch eine Handgranate, aber sein Gewehr blieb im Stollen. . . Wenn die Truppe endlich einmal nach hinten kam, so verging noch nicht eine Woche, dann wurde beichtigt. . . Ruhe, das hätte die Hauptsache sein müssen, wenn eine Truppe aus der vorderen Linie herausgezogen wird!“

Ein anderer wunder Punkt, der mit der Nervosität in generellem Zusammenhange steht, ist das überstürzte Ausführen von kriegerischen Handlungen. Hesse gibt diesem Fehler die größte Schuld am Mißlingen des 15. Juli 1918. Er schreibt: „*Alles Gründliche hängt ab vom Faktor Zeit*, Feindliche Einwirkung, Ungunst der Witterung und unberechenbare Schwierigkeiten müssen in Betracht gezogen werden. Ich glaube, es war nicht geschehen,

und es waren doch immer noch überstürzte Maßnahmen, wenn man eben davon ausgeht, daß der Angriff hier geboten war. Der Infanterie war es nicht möglich, die notwendigen Erkundungen durchzuführen. Man verkannte immer im Kriege bei den mittleren Kommandostellen, welche Zeit Erkundungen in Anspruch nehmen und daß sie unbedingt erforderlich sind, wenn etwas gelingen soll. Die Karte genügt in der Praxis nicht.“

Es galt bekanntlich immer als Axiom, daß nur *das Einfache im Kriege Aussicht auf Gelingen* hat: je einfacher, umso größer die Chance. Dies gilt ganz sicher auch für die *Befehlsübermittlung*. Hesse macht nun darauf aufmerksam, daß gewiß in der Art der Befehlsausgabe kein Schema in dem Sinne am Platze sein kann, daß jeder Befehl grundsätzlich schriftlich zu erteilen ist, auch dann, wenn Eile geboten ist. Er erzählt merkwürdige Fälle, wo Befehle einliefen, wenn die Truppe schon sechs Stunden hätte unterwegs sein sollen. Natürlich wurde jetzt gehastet, man trieb die Leute an, hetzte sie ab und — — kam doch noch eine Stunde zu früh. Eigentlich war es bedauerlich, daß der Frontführer gegen das Wort „sofort“ grundsätzlich opponierte, weil in der Befehlsgebung damit ein solcher Mißbrauch getrieben wurde, daß die Truppe litt, zu wenig Ruhe hatte. Nervosität der Führer sprach dabei besonders mit... In Frankreich, zur Zeit der großen feindlichen Offensiven 1916, 1917 und 1918, war es für die hinter der Front liegenden Eingreiftruppen eine ewige Hetze. Erwartete man rechts einen Angriff, so wurde das Eingreifregiment dorthin verschoben. Es marschierte dann zwei bis drei Stunden. Häufig erhielt es unterwegs schon Gegenbefehl, oder dann, wenn es gerade auf dem Bestimmungsplatz angekommen war und die Leute sich etwas eingerichtet hatten, hieß es: Kehrt. Marsch! Feind hat links angegriffen. Es ist höchste Eile geboten! —

Der Frontmann, der dann vielleicht noch zum dritten Male nachts bei Wind und Wetter herausgeholt wurde und, wieder beschleunigt, sich an 10 km entferntem Platz bereitstellen sollte, wurde allmählich gleichgiltig, nahm sich Zeit, immer in der Hoffnung, vielleicht eine Anstrengung vermeiden zu können, weil ja doch Gegenbefehl kommen könnte, dann brach tatsächlich der Feind ein — — doch die Eingreiftruppe kam zu spät. Schuld aber war die Führung, die das Abwägen verlernt hatte, die eben die Front nicht mehr kannte!

„Der Stellungskrieg brachte noch eine andere Erscheinung mit sich, die anfangs als bedeutungslos angesehen wurde, aber später sich für die Truppe unangenehm fühlbar machte: Es war das Einmischen der höheren Führer in den Kleinkram des Alltags. Die Aufstellung eines Postens im ersten Graben mußte Aufgabe des Kompagniekommandanten sein, nicht aber des Divisionärs oder gar des Armeeführers (ich erinnere mich eines solchen Falles!). Und erfolgte der

Wunsch nach einer Aenderung der Frontbesetzung auf Grund des vorgelegten Kartenbildes, dann geschah es leider nur allzu oft, daß der Führer aus dem Graben Gummi und Bleistift nahm, nicht aber den Befehl ausführte. Oder der untere Stab handelte „sinngemäß“, d. h. er legte sich den Befehl aus, wie er am besten dieses und jenes umging. Das tat der niedere Truppenführer, der Gewissen und Herz für seine Leute hatte, in letzter Zeit nur allzu häufig, wenn eben Befehle gegeben wurden, die den Kriegserfahrungen nicht entsprachen oder von der Truppe Unmögliches verlangten . . . Und warum war das alles möglich? Nur, weil die Führer und ihre Generalstabsoffiziere nicht mit der Truppe lebten, nur befahlen, sich aber nicht, wenn es hart herging, persönlich überzeugten, ob auch die Ausführung in der Tat dem Wort auf dem Papier entsprach oder überhaupt entsprechen konnte.“

Zum Schlusse noch ein paar taktische Bemerkungen. Ein im Weltkrieg außerordentlich häufig verwendetes Mittel war der *Gegenstoß*. Er wurde geradezu zum Idol. Wenn ein Geländeteil verloren ging, tröstete man sich mit der Ueberzeugung, daß er im rasenden Gegenangriff wieder zurückgewonnen werden würde. So wurde auch bei uns in der Schweiz die Lehre vom Gegenangriff zum gepriesenen Allheilmittel. Wie wird er von unserem Gewährsmann beurteilt? „Ahnte es die Heimat, schreibt er, daß das Furchtbarste in der Abwehr zumeist der Gegenstoß war? Hier *blutete* erst die Truppe. Diese Kampfesart, die „Eingreiftaktik“, war völlig zum Schema geworden. Gewiß hatte der Gegenstoß sein Gutes, wenn er Aussicht auf Erfolg bot. Das war der Fall, wenn die zu einem Gegenstoß zur Verfügung stehenden Truppen örtlich mindestens zahlengemäß dem Angreifer gewachsen und schnell zur Stelle waren. Aber wann konnten wir jemals ein Massenaufgebot wie der Feind in den Kampf führen? In den meisten Fällen kam der Gegenstoß zu spät. Der Feind hatte sich bereits eingenistet und richtete durch sein wohlgezieltes Maschinengewehrfeuer in unseren Reihen schwerste Verluste an. Unsere Artillerie aber schoß ins Blaue. Sie konnte es auch mit dem besten Willen kaum anders, weil sie keine Zeit zur Erkundung gehabt hatte.“

In der letzten Zeit entschloß man sich nach mißglücktem Gegenstoß zum *planmäßigen Gegenangriff*. Aber man verkannte fast immer die Schwierigkeiten und gönnte den Vorbereitungen zu wenig Zeit. Es reicht eben nicht aus, wenn zwei oder drei Tage zur Verfügung stehen, weil es unmöglich ist, in dieser Zeit einwandfrei festzustellen, wo der Feind steht. Die Folge war ein furchtbares Blutbad für die Infanterie. „Soll ein Gegenangriff gelingen“, meint Hesse, „so muß man sich reichlich Zeit lassen und selbstverständlich dabei in Kauf nehmen, daß der Feind sich einrichtet, und man muß die eigenen Vorbereitungen gründlich treffen. Was das heißt, kann gar nicht genug unterstrichen werden.“

Zum guten Gelingen ist das sichere *Zusammenarbeiten der Artillerie mit der Infanterie* eines der ersten Erfordernisse. Da aber hat es, scheint mir, stark gehapert, denn unser Gewährsmann schreibt: „Die Erfahrungen sind sehr reich, die trüben aber überwiegen bei weitem. Bis zum Herbst 1917 sind mir aus der Praxis nur Einzelfälle bekannt, wo das Zusammenarbeiten vorbildlich gewesen ist. Auch später besserte es sich nur unwesentlich. Vorausbemerken muß ich, daß im allgemeinen die Fußartillerie der Infanterie weit mehr Verständnis entgegenbrachte als die Feldartillerie. Der Fehler lag in der Friedenserziehung und -ausbildung der Artillerie und der Verwertung ihrer ersten Kriegserfahrungen. Infanterie und Feldartillerie operierten meist nebeneinander, als ob jeder seinen eigenen Feind zu bekämpfen hätte, d. h. wohlgemerkt, die Infanterie schrie nach der Artillerie und wollte sie an die Punkte haben, die ihr besonders unangenehm waren. Die Artillerie aber schoß auf andere „lohnendere“ Ziele. Als das Infanterieregiment endlich seine Begleitbatterie hatte — nach 3½ Kriegsjahren — atmete man auf. Dabei war es lange nicht genug Unterstützung. So wichtig natürlich bei einem eigenen Angriff in einer Hand zusammengefasste Artillerie zur Bekämpfung besonderer Stützpunkte, rückwärtiger Linien, der Artilleriestellungen, von Ortschaften und anderer großer Ziele war, so fiel doch anderseits in die Augen, daß alle Wirkung zusammengefaßter Artillerie nichts nützte, wenn der Sturm der Infanterie schon in den ersten Stadien stecken blieb. Vom ersten Gefecht des Krieges an stellte sich als zwingende Notwendigkeit heraus: Die Infanterie muß engste Fühlung mit der Artillerie haben, und diese ist am besten hergestellt, wenn man ihr die Artillerie unterstellt. Wenn es nach unserem Wunsch gegangen wäre, dann hätte das Infanterieregiment ständig eine schwere Feldhaubitzenbatterie und drei leichte Batterien zur Verfügung gehabt. Daß das nicht ging, wußten wir wohl und mußten uns bescheiden. Um so lauter aber erklang die Forderung, daß die Artillerie sich in das Fühlen und Denken der Infanterie hineinversetzen sollte, und das tat sie nicht. Wie lange hat es gedauert, bis endlich ständige Beobachter der „Schwesterwaffe“ beim Kompagniekommandanten im Schützengraben saßen! Die Artillerie hatte immer als Entschuldigung: Wir sehen hinten mehr! Sie hatte oft recht damit. Aber sie verstand leider nicht, was für ein unendlich beruhigendes Gefühl es dem Infanteristen ist, wenn er seinen Wunsch nach Abwehrfeuer sofort einem Organ der hierfür in Betracht kommenden Waffe übermitteln konnte. . . Und außerdem nahm es dem braven Infanteristen manchmal etwas von dem Empfinden: Du bist nicht ganz allein dazu da, dich hier totschießen zu lassen! wenn er einen mit der schwarzgestreiften Mütze vorne sah.

„Eine der größten Ueberraschungen des Krieges war, festzustellen, welch' geringe Wirkung das Artilleriesfeuer hatte. Selbst

schwere Kaliber wirkten meist nur durch Volltreffer. Eine Ausnahme hievon bildete die Brisanzgranate der neuen französischen Feldkanone. Sie war unser gefährlichster Gegner an der Westfront. Man muß es überhaupt dem Franzosen lassen, daß seine Artillerie, sowohl was Güte des Materials als auch Geschicklichkeit der Leitung des Feuers anbelangt, wohl die vorzüglichste aller Armeen im Kriege gewesen ist. Der Engländer war weit plumper: „stur in seinem Feuer“, sagte man draußen. Man konnte tatsächlich herumspazieren um den Ort der Einschläge englischer Granaten im Vertrauen darauf, daß jeder Schuß so ziemlich an derselben Stelle saß, heute, morgen und übermorgen.

„Eine völlig falsche Vorstellung machte man sich auch häufig von der „Feuerwalze“, die unserer Infanterie vorausging, als müßte alles niedergemäht sein. Sie wirkte weniger durch Treffergebnisse als dadurch, daß sie es der ihr dicht folgenden Infanterie (das unmittelbare Heranbleiben mußte selbst bei Verlusten durch das eigene Feuer gefordert werden!) ermöglichte, den Feind zu überraschen, so daß er nicht mehr seine Maschinengewehre besetzen oder die Infanterie die Stollen verlassen konnte“.

Und nun noch ein Wort über *Angriff und Verteidigung*. Auch hierüber bringt Hesse eine reiche Fülle bemerkenswerter Mitteilungen und Angaben, aus denen einige herausgegriffen seien. „Der *Verteidiger*, lesen wir da, kann wohl im allgemeinen mit einem Drittel der Kräfte des Angreifers auskommen. Bereits wenige Monate nach Eintritt in den Krieg, als die französische Armee ihre Reserven von der italienischen Grenze wegziehen und die Engländer ihre waffengeübten Männer auf das Festland bringen konnten, waren wir zahlenmäßig erheblich unterlegen. War es da nicht, als auch die Lage unserer österreichischen Bundesgenossen so ernst wurde, geraten, hauszuhalten mit Menschen? Von dem rechtzeitigen Uebergang in den Stellungskrieg hing es überhaupt ab, ob wir den Krieg länger führen konnten oder nicht. Wir begaben uns aber damit der Möglichkeit, den Feind weiterhin ernsthaft zu schädigen und mußten so das eigene gute Blut stagnieren lassen. Die Folge war, daß sich in kurzem die faulen Säfte breit machen und so Erschreckendes zeitigen konnten. Der Wendepunkt des Krieges war der Oktober 1914, nicht der März 1918, wo wir noch einmal all unsere Kraft zusammenrafften, um den Krieg doch noch siegreich für uns zu entscheiden. Daß die Möglichkeit für uns bestand, kann nicht bestritten werden. Die Westfront war noch der einzige Kampfschauplatz, denn Rußland, Rumänien, Serbien und Montenegro und eigentlich auch Italien hatten ausgespielt, und man konnte sich von einem erfolgreichen Angriff Außerordentliches versprechen für Wiederbelebung des nationalen Empfindens, sowohl für die Heimat als auch für die Armee. Nur im *Angriff* steckt der Wille zum Siegen, und Soldaten, mit einer solchen

Kraft ausgestattet, vermögen, selbst wenn sie geschwächt sind, Außerordentliches zu leisten. Dann wird all das Faule und Schlechte unterdrückt, und gute, edle Triebe werden wieder frei. Die Armee brauchte nach drei Jahren Stellungskrieg eine Offensive — um wieder aufzuleben. Sonst wäre vielleicht im Juli 1918 die Front gebrochen, während so — die Heimatfront brach und die Armee, unbesiegt trotz einiger Niederlagen, die Waffen auf Befehl senken mußte . . .“

Hesse erklärt dann die Wandlungen, die die Verteidigung durchgemacht hat, wie zuerst die starre Front als das allein Tunliche und Siegverheißende angesehen wurde, wie die Abwehr später elastisch wurde, die Tiefengliederung den neuen Verhältnissen sich anpaßte, ebenfalls beweglich wurde, leider aber häufig genug zum Schema erstarrte. Das hatte natürlich seine Folgen. Die *bewegliche Verteidigung* bestand darin, daß sich die vorn befindlichen Posten und Gruppen auf eine Hauptverteidigungslinie zurückzogen, sobald sie den feindlichen Angriff erkannt hatten. Der Mann hatte also nicht mehr den Befehl, seinen Platz unbedingt zu halten, die vorne stehenden Posten waren also nicht mehr dazu verurteilt, sich ohne weiteres zu opfern. Der Mann hatte selbst zu urteilen und zu entscheiden, was zu tun war. Die ersten paar Male ging es auch recht gut. Dann trat das ein, was kommen mußte, wenn man die Psyche des Mannes berücksichtigt. Wer einmal, auf Posten stehend, einen wuchtigen feindlichen Angriff erlebt hatte, wem es ferner geglückt war, die Hauptwiderstandslinie zu erreichen, der war um eine wichtige Erfahrung reicher geworden: er hatte erkannt, daß man sein Leben retten konnte, wenn man dem Feind rechtzeitig den Rücken kehrte — und „Helden“ waren ja lange nicht alle! Diese einfache Logik ging gar bald in Fleisch und Blut über und wurde auch von manchem angewendet, der zur Besatzung der Hauptwiderstandslinie gehörte, der also von Ort und Stelle aus *schießen* mußte, wenn er dem Ganzen nützen wollte und sollte. Kamen die Kameraden der vorderen Posten dahergelaufen und suchten sich von vorne her in die Stellung hinein zu retten, kamen wenige hundert Schritte dahinter die Franzosen oder Engländer gelaufen, dann wurde das „nach rückwärts ausweichen“ allgemein, der Mann, von einer plötzlichen Furcht gepackt, im Bewußtsein, auf ganz einfache Weise sein Leben retten zu können, ließ Waffen und Gepäck im Stich und riß aus. Dazu kam noch ein weiterer Umstand. Man hatte unbedingt einen Fehler begangen, als man die Beurteilung der Lage ins Ermessen des Einzelnen gestellt hatte. Der Mann mußte doch bei diesem Verfahren beurteilen, wann er den Posten zu verlassen hatte. Das rächte sich in der Folge bitter. Die an und für sich schon moralisch geschwächte und daher nicht mehr sehr hoch stehende Truppe war ins Laufen gekommen, und es bedurfte vieler Zeit, sie eines besseren zu belehren — die aber stand

nicht mehr zur Verfügung. *So ist das bewegliche Verfahren der deutschen Front zum Verhängnis geworden.*

Die erfolgreiche Führung des Abwehrkampfes war in erster Linie bedingt durch den rechtzeitigen Einsatz genügend starker und genügend munitionierter *Artillerie*. Viele feindliche Angriffe sind nur deshalb gelungen, weil das eigene Artilleriefeuer zu spät einsetzte. Der langjährige Frontinfanterist hatte sich nach und nach geradezu ein „taktisches Gefühl“ angeeignet, das ihn mit ziemlich großer Sicherheit den bevorstehenden Angriff erkennen ließ. Leider wollte die Artillerie das nicht immer glauben und kam dann mit ihrem Feuer zu spät. Dann war aber der Mißerfolg sicher schon eingeleitet.

Als der Krieg seinem Ende sich näherte, da wurde alles auf das rein Taktische eingestellt, aber man mußte das Verfahren jeden Augenblick wechseln, und das konnten viele Führer und Mannschaften nicht. Paraden, Besichtigungsstellungen gab es natürlich nicht mehr, dazu hatte man weder Zeit, noch Lust, noch Kraft. Die Truppe ging, sobald es zum Stellungskrieg kam, so rasch wie möglich in die Erde. Deckung gegen Artilleriefeuer war die Hauptsache. Die Deckungen wurden gut verkleidet und dann ein Hindernis darum gelegt. Nur keine „Mätzchen“ war die Losung, das hatte man allmählich gelernt und das Lehrgeld mit Blut bezahlt.

Aber ob Angriff oder Verteidigung, Zupacken oder Abwehren — die Hauptsache für den Erfolg war und blieb, daß ein *Führer* da war, der etwas *wollte* und der *handelte*. Und die Schwere des Kampfes trug immer die *Infanterie*. Hesse meint: „Ich spreche nicht pro domo, wenn ich das behaupte; ich lasse den anderen Waffen, was ihnen zukommt; aber das Blut, das geflossen ist, lehrt, wo es am schwersten war. Und die Infanterie hat es Ludendorff nicht vergessen, daß er nach einer glücklichen Offensive ihr allen Waffen voran den Siegespreis zuerkannte: Der Vorwärtsdrang der Infanterie, ihre Marschfähigkeit, Ausdauer und Opferwilligkeit, insbesondere der Offiziere, haben sich wieder als Voraussetzung weitreichender Erfolge erwiesen!“

Damit will ich schließen. Das kleine Büchlein enthält noch eine ganze Fülle weiterer Lehren und Erfahrungen, und ich möchte daher zum eingehenden Studium des Originals mit Nachdruck angeregt haben. Gerade heute, da wir im Zeichen der Umstellung und des Neuaufbaus stehen, dürfen solch' wertvolle Schriften nicht übersehen werden. Der Fehler, der gemacht wird, besteht gewöhnlich darin, daß man nur die höheren Führer anhört, nur auf ihre Beobachtungen und Erfahrungen abstellt und die Stimme des Front-Truppenoffiziers überhört. Das darf nicht geschehen und würde sich in der Folge bitter rächen, wie uns Hesse das so anschaulich klargemacht hat. Nein, unsere Losung muß heißen: Prüfet

alles, auch das, was uns der Frontoffizier, der Frontmann, zu melden weiß, das Beste aber wollen wir uns zu eigen machen und behalten!

Literatur.

Technische Mitteilungen. Fünftes Heft. Wien 1921. Der Stellungsbau im Hochgebirge. Von G. M. Ing. Brunner.

Der Verfasser hat unter Mitwirkung mehrerer Genieoffiziere und unter Verwertung von Dienstbefehlen des ehemaligen österreichischen Geniestabes den Aufsatz mit obigem Titel für das Werk „Die Technik und der Weltkrieg“ bearbeitet.

Wir haben schon früher anlässlich einer Besprechung des deutschen Werkes „Technik im Weltkriege“ von Schwarte auf dieses von österreichischer Seite angekündigte Buch aufmerksam gemacht.

Diese von Brunner geschilderten Erfahrungen und Erlebnisse in bezug auf den Stellungsbau im Hochgebirge sind nun aber für uns Schweizer von allerhöchstem Werte, und da heute nicht bekannt ist, wann das obige Sammelwerk erscheint, so sollten alle Offiziere danach trachten, diesen Aufsatz so rasch als möglich zu studieren und bei nächster Gelegenheit bei Übungen im Gebirge zu verwerten.

Der Aufsatz ist in 3 Abschnitte eingeteilt:

A. Allgemeines.

B. Einzelheiten.

C. Besondere Verhältnisse und Schlußbemerkung.

Im Allgemeinen Teil A. bewertet der Verfasser das Hochgebirge in bezug auf Angriff und Verteidigung, spricht über die zweckmäßigen Befestigungsarten und über die Wahl der Stellung im Allgemeinen. Der Abschnitt B. behandelt: a) Schützengraben und Hindernisse, b) Kavernen, c) Stützpunkte, d) Vorsorgen für die Artillerie, e) Minenkampf, f) Verkehrswege, g) Verbindungen, h) Unterkünfte und sonstige bauliche Vorsorgen, i) Wasserversorgung, k) Elektrische Anlagen, l) Arbeitskräfte, technische Betriebe und Depots.

Im letzten Abschnitte C. finden wir die Unterabschnitte a) Stellungsbau im Gletschergebiete, b) Stellungsbau im Hochschnee und c) Stellungsbau im Waldgebirge.

Drei Tafeln mit Skizzen und Photographien tragen zum bequemen Studium und Verständnis sehr bei.

Major H. Bandi.

Sommaire de la Revue Militaire Suisse.

No. 10. Octobre 1921.

- I. La manœuvre du Sangarios, par le colonel F. Feyler.
- II. La Reichswehr. Sa formation, son rôle et son organisation actuelle, II., par le major de Vallière.
- III. Questions d'artillerie, par le colonel Grosselin.
- IV. Chroniques belge et française.
- V. Informations.
- VI. Bulletin bibliographique.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

La reproduction du texte est autorisée à condition de mentionner le titre complet de la Revue.